

# Geizigesdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei  
in der Tschechoslowakischen Republik.

8. Jahrgang.

Dienstag, 18. Dezember 1928.

Nr. 299.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder  
bei Bezug durch die Post:

monatlich . . . . . Kr. 16.—  
vierteljährlich . . . . . 48.—  
halbjährlich . . . . . 96.—  
jährlich . . . . . 192.—

Kündigung von Manu-  
skripten erfolgt nur bei Ein-  
reichung der Retourenkarten.

Erscheint mit Ausnahme  
des Montag täglich (rüh)

## Ein Aufruf gegen die Sozialdemokratie.

Wir hoffen, daß die Kommunisten uns dafür dankbar sein werden, wenn wir über den beschriebenen Vorfälle ihrer Zeitungen hinaus der Arbeiterklasse die Kunde vermitteln, daß ihre Partei zu einem vernichtenden Schicksal gegen die Sozialdemokratie ausgeht. Die Prager Zentrale der kommunistischen Partei hat unter dem Titel „An das arbeitende Volk in Stadt und Land“ einen — Aufruf veröffentlicht. Anlaß: der für die kommunistische Partei so tragische Ausfall der Wahlen für die Landes- und Bezirksvertretungen. Ursache: Schmerz und Wut über den Wahlerfolg der Sozialdemokratie. Richtung: natürlich gegen die Sozialdemokratie. Papier zu beschreiben, sich gegenseitig zu beschreiben, auf die Sozialdemokratie nach der Art von Kohnstamm zu schimpfen und sich über die „richtige leninistische Linie“ zu streiten, daß die Folgen liegen, das ist ja jetzt die einzige revolutionäre Tätigkeit der kommunistischen Führer. So durften auch die Wahlen nicht vorübergehen, ohne ihren Abschluß mit einer kommunistischen Schimpfkanonade zu finden.

Was die Prager Revolutionsbeamten Moskau der Arbeiterklasse über den Wahlausgang zu sagen haben, ist in wenigen Worten zusammenzufassen: das Wahlergebnis, das einen Wahlerfolg der Sozialdemokratie und einen Mißerfolg der Kommunisten brachte, ist — ein schreckliches Unglück für die Arbeiterklasse der Tschechoslowakischen Republik! Wer das nicht glaubt, der lese den Aufruf der KP nach, falls der Wagen des Betreffenden solche Kraft überhaupt vermag.

Zuerst wird die Frage aufgeworfen, in welcher Situation diese Wahlen stattgefunden haben und dahin beantwortet: „Sie fanden statt im Rahmen der einheitlichen Front der Bourgeoisie, ihres Staatsapparates und der reformistischen Streikbrecher und Führer gegen das Proletariat und gegen dessen einzige Partei, die kommunistische Partei.“ Die kommunistischen Aufruf-Fabrikanten sind nun schon bei den allerstärksten Tönen, die sich ihren mit Moskauer Geldern geschmierten Röhren entringen, angelangt, was soll noch kommen? Die sozialdemokratischen Arbeiter als Streikbrecher zu beschreiben, das heißt für eine Verleumdung der Gewissung, die sich selber richtet. Wie jedes Wort dieses Aufrufes eine faustdicke Lüge ist, so natürlich auch die Behauptung, die Bourgeoisie habe in geschlossener Front gegen die „einzige“ proletarische Partei, die kommunistische, gekämpft. Wahr ist, daß die kommunistische Partei, wie jeder einzelne Arbeiter aus dem Verlauf des Wahlkampfes weiß, für die bürgerlichen Parteien überhaupt nicht existiert hat und daß, aller Hoff der Klassenfeinde des Proletariats sich gegen die Sozialdemokratie richtete.

Was bedeutet nun der Wahlausfall? Zuerst wird in dem Aufruf festgestellt: „Die große Mehrheit der bürgerlichen Parteien aller Nationen geht aus den Wahlen geschwächt hervor. Auch darin äußert sich die Radikalisierung der Arbeiter und der übrigen ausgebeuteten Schichten.“ Dann aber bestimmen sich die kommunistischen Revolutionsbeamten, daß diese Konstatierung der negativen Sozialdemokratie zugute kommen könnte und so heißt es unmittelbar darauf: „Trotzdem wurde jedoch die bürgerliche Klasse und das bürgerliche Regime in dieser Republik durch die Wahlen gestärkt. Warum? Weil durch sie die reformistischen Parteien gestärkt wurden.“ Man muß schon ein hundertprozentiger Stalinist sein und Tag und Nacht auf der „richtigen leninistischen Linie“ insistieren, um diesen Galimatias zu verstehen. In der Niederlage der bürgerlichen Parteien also äußert sich die „Radikalisierung der Arbeiter“, aber eigentlich hat das bürgerliche Regime dadurch „eine Stärkung“ erfahren! Den Wahlen haftet nämlich ein Schönheitsfehler an: Die Mehrheit der Arbeiter hat nicht die

Kommunisten gewählt! In der Betrübnis darüber sehen die kommunistischen Führer weiße Mäuse, wofür die Zeitung nicht auf politischem, sondern auf medizinischem Wege wird gesucht werden müssen.

Wie „stärkend“ die den bürgerlichen Parteien von der Sozialdemokratie zugefugte Niederlage auf das bürgerliche Regime gewirkt hat, konnte man in den Tagen seit der Wahl deutlich genug sehen. Der Bürgerkrieg ist im Verfall und seine Teile werden von den wehmütigen Todesahnungen beklungen. Einige seiner Parteien sind von einer wahren Benüchtung befallen, wegen Blutschand und die Zusammenarbeit in der Regierungskoalition macht schon für die nächsten Wochen und Monate allen die größten Sorgen. Das alles aber ist den Moskauer Stipendiaten eine „Stärkung“ des bürgerlichen Klassenregimes! Damit vergleiche man, wie der kommunistische Wahlsieg von 1925 auf die Bourgeoisie gewirkt hat. Mehr als eine Million Stimmen wurden damals für die Kommunisten in die Wahlurnen geworfen und man hätte denken können, nun werde das Bürgertum zu Baaren getrieben werden, mindestens werde es vor der Arbeiterklasse Respekt haben. Es kam bekanntlich ganz anders! Erst der kommunistische Wahlsieg machte der Kapitalistenklasse Mut, für die Reaktion war er der Anlaß, sich erst recht fest in den Sattel zu setzen. Der kommunistische Wahlsieg wirkte als Wegbereiter der jäggelsten und brutalsten Klassenherrschaft der Bourgeoisie, diesem Wahlsieg verdankt die Arbeiterklasse die Hungerzüge, die unachterklichste Verhöhnung der Demokratie durch die Verwaltungsreform, die Finanzverwaltung jetzt in Form neuen Steuerzuzugs den Arbeitern festere Daumenschrauben an, kurz es gab nichts, was gegen die arbeitende Bevölkerung zu unternehmen die Kapitalistenklasse sich nicht getraut hätte, wobei sie sich selber erst recht gleich an die Schürkel legte und nach Herzenslust auf Kosten der großen Masse der Bevölkerung zulagerte. Wie hätte es ohne den kommunistischen Wahlsieg, bei dem den wirklichen Feinden der Kapitalistenklasse durch die Existenz der kommunistischen Partei eine Million Stimmen verloren ging, einen Bürgerkrieg mit allen seinen für die Arbeiterklasse verhängnisvollen Folgen geben können, wäre nicht dieser kommunistische Wahlsieg gewesen! Und da wagen es die Moskauer Unterläufer jetzt noch nach allen sichtbaren und unsichtbaren Wunden, die ihr Sieg von 1925 auf dem Körper der Arbeiterklasse zurückgelassen hat, die wirkliche Niederlage des Bürgerkriegs, zu der sie allerdings nicht das geringste beigetragen haben, in eine „Stärkung des bürgerlichen Regimes“ umzulagern! Wahrscheinlich, es geht nichts über eine dreifache Strafe!

Die Wahlen waren der erste folgenreiche Schlag für den arbeitserfreundlichen Bürgerkrieg. Was aber wissen die kommunistischen Führer in dieser Situation, die der Arbeiterklasse neuen Mut einflößt, zu tun? Sie hoffen aus den Zeitungen ihres „Agitprop“ und wie diese Gisthöhlen alle heißen mögen, die tausendmal abgeleiteten „Schlagern“ hervorgehen und sehen mit einer verstärkten Hebe gegen die einzige Partei ein, welche die Bourgeoisie wirklich fürchtet, die Sozialdemokratie. Die Bourgeoisie soll in ihrem Schmerz wenigstens die Genugtuung haben, daß ein Faktor da ist, der nach wie vor die Einigung des Proletariats mit allen Kräften zu verhindern bestrebt ist. Kramar, Stamek, Spina, Silgnerreiner und Mann-Garting können sich ins Häufchen lachen und zufrieden sein: „Gott sei Dank, daß wir die Kommunisten haben!“

Indessen geht der Zerlegungsprozess dieses arbeitserfreundlichen Elementes unaufhaltsam weiter. Immer mehr Arbeiter beginnen zu erkennen, welchen Klassenverrat sie begehen, wenn sie die kommunistische Partei unterstützen und sich zu ihr bekennen. Deren Reihen lichten sich, ihr alter Schwarm ist verfliegen. Einige Jahre früher, da lag es noch bei den revolutionären Phrasen

der Kommunisten wie Pulverdampf über dem Nachschilde. Das ist längst vorbei. Heute können die Kommunisten keine Bastillen mehr, sie spucken einander die höchsten noch den revolutionären Geister ins Gesicht und denunzieren einander vordem hohen Moskauer Obrigkeit als „Liquidatoren“, „Opportunisten“ und „Ultras.“

Die mögen Aufrufe gegen die Sozialdemokratie dazwischenfabrizieren, sie werden die Einigung der Arbeiterklasse nicht aufhalten können und diese Einigung wird und kann sich nur auf dem Boden der Sozialdemokratie vollziehen!

W. N.

## Bolivien eröffnet den Krieg.

Erbitterte Kämpfe um Grenzorts. — Paraguay mobilisiert.

New York, 17. Dezember. Das bolivianische Kriegsministerium teilte gestern mit, daß bolivianische Truppen das Paraguay gehörige Fort Roqueron im GranChaco genommen und damit die Feindseligkeiten gegen Paraguay eröffnet haben. Die bolivianischen Truppen setzen den Vormarsch auf paraguayischem Gebiet fort. Zunächst haben sie das Fort Rojas Silber genommen und marschieren jetzt zum Fort General Aquino. Paraguayanische Truppen, die weit unterlegen sind, räumte die Forts Valois und das Fort Nevarala und ziehen sich auf die Hauptverteidigungslinie Bahianegra zurück.

Buenos Aires, 17. Dezember. Die Offensive der bolivianischen Truppen hat allem Anschein nach einen Rückschlag erlitten. Wie der „Prensa“ aus Muncion gemeldet wird, sind die paraguayischen Detachements im Namen des Forts Mariscal Lopez nach Entsetzen von Verstärkungen ihrerseits zum Angriff übergegangen und haben die vorher von ihnen geräumten Forts nach kurzem Kampfe zurückerobert. Die bolivianischen Truppen zogen sich verfolgt von den Paraguayanern in nordwestlicher Richtung zurück.

La Paz, 16. Dezember. Die Regierung gibt bekannt, daß während des letzten Gefechtes über 100 Paraguayaner und 20 Bolivianer getötet worden seien.

La Paz, 16. Dezember. Ein bolivianisches Flugzeug hat über dem früher im bolivianischen

besitz befindlichen Hafenplatz Bahia Negra am Paraguafluß Bomben abgeworfen.

Muncion, 17. Dezember. (Reuter.) Der Präsident der Republik Paraguay Guggiarri hat heute das Dekret unterfertigt, durch welches die allgemeine Mobilisierung der 18 bis 29jährigen angeordnet wird.

## Argentinien sperrt Waffentransporte.

Santa-Fé, 16. Dezember. Eine große Menge für Bolivien bestimmten Kriegsmaterials hat die Stadt passiert, und zwar vier Aeroplane deutschen Ursprungs, welche zwar nicht ausgerüstet waren, aber für Kriegszwecke verwendbar sind. Die argentinischen Wachabteilungen werden Maßnahmen treffen, um in Zukunft ähnliche Transporte von Kriegsmaterial zu verhindern.

## Außerordentliche Ratssitzung?

London, 17. Dezember. Die Blätter verzeichnen aus Lugano eine bisher noch nicht bestätigte Meldung, derzufolge in der nächsten Zeit der Völkerratsrat zu einer außerordentlichen Sitzung in Paris zusammenzutreten soll, um den Konflikt zwischen Bolivien und Paraguay zu erörtern.

Paris, 17. Dezember. Briand erklärte als amtierender Vizepräsident: er hat ein Telegramm an die Regierungen von Bolivien und Paraguay, in dem er nochmals dringend zur Einhaltung der Verpflichtungen des Völkerrates mahnt.

## Revolte der Zentrums- Arbeiterklasse.

Berlin, 17. Dezember. (Eigenbericht.) Die Unzufriedenheit der Zentrumsarbeiter mit ihrer Parteiführung droht jetzt in eine offene Rebellion umzuwandelten. Gestern fand eine große Versammlung in Essen statt, an der Delegierte von katholischen Arbeiterverbänden teilnahmen. Die Delegierten waren ausgetauscht. Dem offiziellen Bericht ist zu entnehmen, daß die Zentrumsarbeiter schwere Klagen über die Zusammensetzung der Parteiführerschaft äußern, die in keiner Weise die Zusammensetzung der Wählerklasse des Zentrums widerspiegelt. Sie verlangen die Bildung von besonderen Arbeiterräten, aus denen ein Reichsarbeiterrat der Zentrumsarbeiter gebildet werden müsse. Das bedeutet nichts anderes als die Organisation einer eigenen Arbeiterpartei innerhalb des Zentrums, deren Auswirkungen sicher bald zutage treten würden.

## Das Chaos in der kommunistischen Partei Deutschlands.

Offener Kampf der „Rechten“ gegen das Zentralkomitee.

Berlin, 17. Dezember. (Eigenbericht.) Bei den deutschen Kommunisten geht es jetzt beinahe so zu wie auf dem jüdischen Schachplan. Wie man aus der „Rote Fahne“ erfährt, hat sich das Zentralkomitee mit der Frage befaßt, wie der Kampf gegen die Rechten und gegen die Verfeindlichen durchzuführen sei. Es wurde festgestellt, daß sie eigene Zeitungen, Mitteilungsblätter, Flugblätter und Schmähschriften herausgeben, daß sie direkt Spaltungsmasnahmen und sogar offene Aktionen gegen die Partei unternehmen. Trotzdem wagte man es noch nicht, wie man es früher gegen die Linken zu tun pflegte, die Schuldigen aus der Partei auszuschließen. Man beschloß vielmehr, ihnen noch Zeit zur Unterwerfung zu lassen; wenn sie sich nicht unterwerfen, dann sollen sie aus der Partei fliegen. Ob das tatsächlich geschehen wird, ist allerdings noch fraglich, denn Thal-

mann ist in Moskau mit seinem Ausfluchtantrag gegen Brandler und Thalheimer abgefallen und ohne die Genehmigung von Moskau darf man auch gegen die anderen Rechten nicht unternehmen.

Zwischen hört man, daß Brandler und Thalheimer zur Vernehmung nach Moskau geladen wurden; die beiden wollen aber erst dann kommen, wenn sie die Zustimmung haben, daß sie ihre Fraktion aufrecht erhalten dürfen.

## Amannullahs Hauptstadt von Aukhändischen angegriffen.

Dohi, 17. Dezember. Nach Berichten von der Grenze sind König Amannullah und die Königin in ein Fort geflüchtet, da die Armee sich gegen sie gewandt hat. Die Unruhen in Kabul und diejenigen in Djellalabad stehen offenbar in keinem Zusammenhang. Die Bewegung in Kabul wird offen mit den radikalen Reformen des Königs Amannullah und dem Bestreben der Königin, den Schleier abzuschaffen, begründet.

Bereits seit zwei Tagen ist die Lage immer ernstlicher; sowohl bei Kabul, wie bei Djellalabad sind Kämpfe im Gange. Die Ausständischen haben zwei kleine Forts bei Kabul genommen.

Die ausländischen Stämme der Shinwaris und Khugianis in der Gegend von Djellalabad, mit denen Unterhandlungen im Gange waren, haben diese plötzlich abgebrochen und sich des vorgeschobenen Forts Afghan Raja bemächtigt, wobei sie den Regierungstruppen Verluste zufügten. Jeder Verkehr mit Kabul hat bereits aufgehört; aber durch Funktelegramme erfährt man, daß die dortigen Gelandschaften sich in Sicherheit befinden.

Die Feindseligkeiten haben sich auch gegen die Türken und Russen gewandt, die man für die Verbreiter der radikalen Reformen hält.





Heidelberg feierte gestern die Uebergabe der amerikanischen Stiftung von über einer halben Million Dollar für die Universität. Auf der Stadthalle und der Universität flattern nebeneinander die Reichsfahnen und das Tiernordbanner. Kurz vor 11 Uhr begab sich Vizekanzler Schürmann zur Stadthalle, wo eine erlebte Festversammlung wartete. In einer Rede anlässlich der Ueberreichung der amerikanischen Stiftung für die Universität erinnerte Vizekanzler Schürmann daran, daß seit mehr als 100 Jahren Hunderte von amerikanischen Studenten die Heidelberger Universität besucht haben; die Notwendigkeit des Baues eines neuen Unterrichtsgebäudes bot Amerika eine erfreuliche Gelegenheit, dem Gefühl der Dankbarkeit einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Es kam der Entschluß zustande, einen Fonds von 100.000 Dollar in Amerika zusammenzubringen, von dem die Hälfte John D. Rockefeller jr. und der Rest von anderen Freunden Deutschlands gesammelt wurde, deren Namen der Vizekanzler im einzelnen verlas. Als bekannt wurde, daß 100.000 Dollar wahrscheinlich nicht ausreichen werden, zeichnen drei Amerikaner, die nicht genannt sein wollten, die, wie der Vizekanzler hervorhob, aber alle drei im Rheinland zur Welt gekommen sind, noch weitere 100.000 Dollar. Die Beträge werden zu angemessener Zeit auf Anordnung der Universität Heidelberg nach Deutschland überwiesen werden.

**Durch Fuchstritte getötet.** In Döflingen (Württemberg) kam es am Sonntag im Anschluß an die Gemeinderatswahl in einer Wirtschaft zu Streitigkeiten, die sich auf der Straße fortsetzten. Dabei verlegte ein 30 Jahre alter Fabrikarbeiter einen 33 Jahre alten Gipser durch einen Messerstich in die linke Brustseite schwer. Darauf wurde der Täter von einem Streifenpolizisten schwerverletzt sowie von einem Freunde der beiden von hinten gefaßt und zu Boden geworfen. Die jungen Leute ritten ihm mit ihren schweren Stiefeln vollständig die obere Gesichtshälfte ein, so daß der Tod kurz nachher eintrat. Die Täter wurden verhaftet.

**Verfassungsstreit in Monaco.** Zwischen dem Prinzenregenten von Monaco und dem Nationalrat von Monaco ist ein Konflikt infolge der in der letzten Zeit eingetretenen Verschlimmerung der wirtschaftlichen Verhältnisse eingetreten. Der Nationalrat sandte an den Prinzen ein Manifest, in welchem er sich darüber beschwert, daß auf seine (des Nationalrates) Anträge nicht Rücksicht genommen und die Bestimmungen der Verfassung außer acht gelassen werden. Der Prinz antwortete in einem scharfen Schreiben, welches den Rücktritt des Nationalrates zur Folge hatte. Man glaubt, daß der Konflikt, welcher in Monaco große Aufregung hervorrief, nach der Rückkehr des Prinzen von seinem Sommeraufenthalt in freibühler Weise beigelegt werden wird.

**Was geht da vor?** Die „Freie Schulzeitung“ vom 13. Dezember I. J. berichtet:

**Hungerausstand eines Direktors.** Der Direktor einer Minderheitsbürgerschule in einem deutschen Dorfe Südbahrens glaubte durch die Gründung und Erhaltung der neuen Schule, sowie durch seine kulturelle Tätigkeit den Anspruch auf die definitive Verleihung des Postens eines Direktors erworben zu haben. Durch politische Querstreichen bekam nicht er, der Sozialdemokrat, sondern ein Agrarier den Posten. Da die Beschwerden an das Ministerium und an die Ränge des Präsidenten erfolglos waren, ist der Betreffende in den Hungerausstand getreten.

Wir konnten erst vor kurzer Zeit, anlässlich einer Direktorenernennung in Aussicht, feststellen, welche dunkle Mächte an der Arbeit sind, um die Anstellung politisch mißliebiger Bewerber zu verhindern und die eigenen Freunde zu protegierten. Werden diese Fälle zur Regel?

**Wenn Heilige schenken.** ... Zur Zeit Friedrichs II. verschwanden aus der Pfarrkirche einer kleinen schlesischen Stadt längere Zeit die oft recht wertvollen, von den Gläubigen am Altar niedergelegten Weihgaben. Der Pfarrer stellte fest, daß sie ein Soldat in seinen Taschen verschwinden ließ. Nun kam der Soldat vor das Kriegsgericht. Er leugnete nicht, die Sachen genommen zu haben, behauptete

aber, die Jungfrau Maria, die er um Erbarmen mit seiner Armut angefleht habe, sei ihm erschienen, habe auf die Weihgaben hingewiesen und gütig zu ihm gesagt: „Nimm sie dir!“ Das Kriegsgericht war nun freilich weniger wundergläubig. Der Soldat wurde zu zwölfmaligen Gefängnisstrafen verurteilt. Nun mußten aber alle kriegsgerichtlichen Urteile dem König zur Bestätigung vorgelegt werden. Und Friedrich II. ließ das Urteil um, nachdem er zuvor einige katholische Geistliche zu sich hatte rufen lassen, um sie darüber zu befragen, ob sie derartige Wundererscheinungen für möglich oder durchaus unmöglich hielten. Das Dekret, das der König in diesem Falle ergehen ließ, hatte folgenden Wortlaut: „Der vorgelegte Dieb wird von der Strafe losgesprochen, zumal er den Diebstahl beharrlich geleugnet hat und nach der Erklärung der Geistlichen seiner Kirche das von ihm behauptete Wunderwerk nicht unmöglich ist. Ich verbiete ihm aber für die Zukunft bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau, noch von irgendeinem anderen Heiligen ein Geschenk anzunehmen.“

**Vögel als Ozeanflieger.** Gelegentlich der Ozeanflüge ist wiederholt die Frage aufgetaucht, ob auch Vögel den Atlantischen Ozean überfliegen haben. Es sind in der Tat solche Ueberquerungen des Atlantik durch Vögel festgestellt worden, die aber von der Wissenschaft als „Zerflüge“ angesprochen werden. So scheint besonders der amerikanische Wanderdrossel mehrfach der Versuch geglückt zu sein, aber auch amerikanische Schwärmschwalben, die wiederholt an den Küsten von Irland, England und Frankreich beobachtet worden sind. Mit Recht nehmen die Ornithologen an, daß diese durchaus nicht besonders kräftigen und für die Ueberquerung des Ozeans kaum geschaffenen Vögel den Flug nur durch das Eintreten günstiger Winde oder die zufällige Möglichkeit, sich auf einem Schiffe auszurufen, haben durchführen können, während die meisten dieser kleinen Flieger in den Fluten umgekommen sein mögen. Einem Schwarm von Riebiß ist es nachweislich gelungen, den Ost-West-Flug glücklich zu beenden. Der englische Ornithologe S. J. Witherby macht in der Zeitschrift „British Birds“ von diesem Fluge Mitteilung. Danach kamen Schwärme von Riebiß an, von denen einer nach Schätzung 500 und der andere wohl 1000 Tiere zählte. Der Riebiß kommt in Amerika nicht vor und es erwies sich dann auch an einem Ring, den ein eingefangener Vogel trug, daß er in Cumberland (England) ausgebrütet war. Es folgt daraus, daß eine große Anzahl Riebiß den Atlantischen Ozean von England nach Neufundland, eine Entfernung von ungefähr 2200 Meilen, in ununterbrochenem Fluge überflogen haben, allerdings zu einer Zeit, in der die Wetterverhältnisse für den Flug außerordentlich günstig waren. Einige kurze Perioden Frostwetters in England nötigte die Vögel, anderswo Nahrung zu suchen. Da der Riebiß in Amerika nicht vorkommt, so müssen auch wohl diese Riebiß als „Atlantikflieger“ angesprochen werden.

**Das Tintenfaß.** Ich habe bei einer Behörde zu tun. Der Beamte am Doppelpult will meine Aussagen schriftlich niederlegen. Das Tintenfaß ist anscheinend leer, denn keine Tinte will aus der Feder fließen. Nachdenklich schaut der Beamte seinen Federhalter an. „Nehmen Sie doch dieses“, sagte ich, auf das Tintenfaß jenseits zeigend. „Um Gottes willen“, meint er, schon um sich blickend, „das gehört doch dem Herrn Obersekretär!“

**Der Rat.** Nach der Untersuchung gibt der Arzt seinem Patienten Verhaltensregeln: „Vor allen Dingen hüten Sie sich vor starken Erregungen.“ — „Gerne, Herr Doktor, vielleicht berückichtigen Sie das bei Ihrer Rechnung!“

## Der Freund.

Von Jeno Walicz.

Mein Freund suchte mich auf und sprach zu mir: „Du, mein ganzes Geld ist in Wertpapieren angelegt. Ich brauche dringend 5000 Mark, will aber keine Papiere verkaufen, weil die Kurse augenblicklich niedrig stehen und ich an dem Verkauf verlieren würde. Leih mir 5000 Mark, ich gebe sie dir in einigen Wochen zurück.“

Ich ließ ihm die 5000 Mark, meine ganzen Ersparnisse. Wochen, Monate vergingen, mein Freund

melde sich nicht. Ich mußte auf das Geld sechs Monate warten, und auch dann gab er es mir so zurück, als müßte ich mich noch geehrt fühlen, weil er sich von mir Geld geliehen hatte.

Wald darauf verlor ich mein ganzes Vermögen. Nach langem Ringen entschloß ich mich, meinen Freund aufzusuchen, und ihn um ein Darlehen anzugehen.

„Weshalb wendest du dich gerade an mich?“

## Frauenarbeit in indischen Kohlenruben.

Der vom Oberkommissar für Indien in London herausgegebene Jahresbericht 1927 des Generalinspektors der Bergwerke in Indien bringt mit verblüffender Offenheit Einzelheiten über Zustände, die man in europäischen Arbeitsbetrieben einfach für unmöglich halten würde. Durch Photos im Bericht werden diese unmenschlichen Dinge illustriert. Da sieht man, wie Frauen schwere, mit Kohlen gefüllte Körbe ans Tageslicht schaffen oder sich abmühen, schwere Kohlenwagen fortzuschieben. Die Kohlenkörbe werden von den Frauen auf dem Kopfe oder an der Hüfte getragen und wiegen nicht weniger als durchschnittlich 60 Pfund. Man sieht auf einem Bilde eine solche schwer beladene Frau, die aus einem Stollen hervortritt, dessen Innengang, wie der Bericht selbst sagt, eine beträchtliche Steigung aufweist. Von der Mündung des Stollens müssen die schweren Körbe dann noch 15 Meter hoch über einen steilen Fels hinaufgeschleppt werden. Sogar dem Kapital nahestehende Zeitungen in England sind über die Zustände in Indien aufgebracht.

Der Bericht sagt weiter, daß im indischen Kohlenbergbau 165.213 Menschen, darunter nicht weniger als 33.841 Frauen, diese zumeist als Kohlentragerrinnen, beschäftigt sind. Die größte Zahl von Frauen, nämlich 18.613, arbeitet in den Bezirken von Behar und Orissa, während der Bergbau in Bengalen etwa 8302 Frauen zählt. Der Generalinspektor Simpson sagt in seinem Bericht: Während des abgelaufenen Jahres wurden wiederholt Konferenzen der Behörden und Industrie mit Bezug auf die Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte in Kohlenbergwerken abgehalten, und diese Frage wurde bedeutend geklärt und gefördert. Gesetzentwürfe zur weiteren Verminderung der Anzahl unter Tage arbeitender Frauen wurden unterbreitet, besonders mit Bezug auf Arbeiterinnen in den Kohlen- und Salzbergwerken. Diese Verfügungen zielen darauf hin, solche Frauenarbeit nach weiteren sieben Jahren überhaupt ganz abzuschaffen.

Die Inhaber der größeren Gruben wollen sich diesen Vorschlägen nur widerwillig fügen. Sie verlangen eine Ausdehnung der vorgesehenen Zeit bis zum völligen Ausschalten der Frauen. Noch stärker ist der Widerstand der kleineren Kohlenbergwerke. Es wurde behauptet, daß Männer sich häufig weigern, in Kohlenbergwerken zu arbeiten. Auch sagen die Unternehmer, daß die Männer keine Lasten tragen wollen. Das mag stimmen, denn der Kosten- und Geschlechtsstolz der Männer in Indien ist stark ausgeprägt, und die Frau hat dort schon seit Jahrtausenden eine untergeordnete Stellung. Sie wird, wie leider noch bei anderen orientalischen Völkern, vom Manne sozusagen als nützliches Arbeitstier betrachtet. Sogar das indische Buch „Kamasutra“, eine Beschreibung der geschlechtlichen Beziehungen der Lebensweisen untereinander und der Seelenwanderung durch verschiedene Tierleiber, daß dem Werte nach zuerst der Mann, dann der Elefant und an dritter Stelle erst die Frau kommt. So hoch schätzt der Indier, die für ihn so wertvolle Arbeit des klagenden unter den Tieren: des Elefanten!

Früher, so fährt der amtliche Bericht fort, entstand ja ein ähnlicher Widerstand der Grubenbesitzer, als man die Kinderarbeit einschränken und schließlich ganz verbieten wollte. Heute will man die Frauenarbeit in den Bergwerken ebenfalls nicht vernichten. Uebrigens gibt es schon in einer Anzahl von Gruben für das Tragen von Lasten mehr Männer als Frauen. Gegenwärtig sind die Belegschaften zu hoch, und man glaubt, daß sie ohne Schädigung für die produzierte Jah-

resmenge gern um etwa ein Viertel verringert werden können. Also auch in Indien Ausnutzung bis zur letzten Möglichkeit der Arbeitskraft!

Sogar der amtliche Bericht ist über die Behauptung der Grubenbesitzer erstaunt, daß die Arbeit in den Bergwerken gesund sei. Man braucht ja auch nur die Illustrationen des Berichtes anzusehen, um sofort die Unmöglichkeit dieser Behauptung zu verstehen. Die auf einem Bilde gezeigten elenden vier Frauen arbeiten in einem Bergwerk, in dem die Feuchtigkeit 97 Prozent beträgt. Die Luft unter Tage ist tatsächlich mit Feuchtigkeit gesättigt, und dabei betrug die Feuchtigkeit der Luft im Freien an der Erdoberfläche zur Zeit der genannten Messung nur 20 Prozent. Schon das Gehen in den Stollen unter Tage läßt unter solchen Umständen den Körper so in Schweiß geraten, daß die Kleidung in kürzester Zeit vollkommen durchnäßt ist.

Der Hauptwiderstand gegen die Aufhebung der Frauenarbeit in den indischen Kohlenruben ergibt sich natürlich aus rein finanziellen Gründen: Frauenarbeit ist billiger als Männerarbeit. Frauen sind folgsam — so sagt der Bericht — und arbeiten gewissenhafter und regelmäßiger als Männer. Die Unternehmer fürchten, daß bei Ausschaltung der Frauenkräfte sich die Kosten steigern und der Verdienst geringer wird. Der Bericht erkennt diese Gründe nicht als stichhaltig an. Er behauptet mit Recht, daß bei allmählichem Abbau der Frauenarbeit, besserer Heranbildung der männlichen Kräfte für den Bergbau, Einführung streng durchgeführter Schichtzeiten und Einführung arbeitssparender Maschinen keine Verschlechterung, sondern sogar eine wesentliche Verbesserung der Wirtschaftlichkeit eintreten werde.

Zum Alkoholproblem führt der Vizekommissar der Zentralprovinzen Indiens noch folgende sehr beachtenden Einzelheiten an: „Das Problem der Kontrolle und der Herabminderung des Konsums alkoholischer Getränke unter der Bergarbeiterschaft weist besondere Schwierigkeiten auf. Die Schwere der Arbeit und die Bedingungen, unter denen sie verrichtet wird, führen die Leute unweigerlich zum Alkoholgenuss. Es wird auch behauptet, daß die Verwendung von Frauen im Bergbau daran viel Schuld trägt. Der Mann verlangt nach der Rückkehr von der Arbeit sein Essen. Da er aber fast stets feststellen muß, daß seine Frau, die selbst im Bergwerk arbeitet, noch keine Zeit zur Herrichtung des Essens hatte, so geht er ins Wirtshaus, um erst nach längerem Verweilen sein Heim zum Essen aufzusuchen. (Sein) ist übrigens eine neue Bezeichnung, denn die Befragungen dieser indischen Arbeiter sind zumeist aus Lehm errichtete Schmutzlöcher.) Ein striktes Verbot der Frauenarbeit in Bergwerken und eine strengere Kontrolle des Alkoholauslasses könnten mit der Zeit den Alkoholverbrauch wesentlich herabmindern.“

So weit der britische amtliche Bericht. Im Film und auf Vergnügungsreisen sieht Indien natürlich ganz anders aus als in der nackten, furchtbaren Wirklichkeit. Mit vielen Rupien in der Tasche, mit einem im Hotel durch reichliche Speisen und kühlen Whisky und Soda befriedigten Magen, betrachtet man vom Auto oder von der Tongah (zweirädrige Droschke) aus das malerisch bunte Leben und Treiben der Massen Indiens ganz anders, als wenn man selbst in die innersten Schrecken, dauernde Unterernährung, Not, Hunger, entsetzliche Armut, die wahrhaft haarsträubenden sanitären Verhältnisse dieser leider systematisch in dunkelster Unwissenheit gehaltenen Schichten der werktätigen Bevölkerung Indiens eindringt.

## Die „bürgerliche“ Hinrichtung Tschernyschewsky.)

Von einem Anwesenden, M. N. Sasjina.

Nikolaj Tschernyschewsky wurde im Mai 1862 in Petersburg verhaftet. Zwei Jahre hatte er als Untersuchungsgefangener in der Petro-Pawlowitz-Festung verbracht. Verurteilt wurde er von einem Senat nach dem Gesetze vor der Reformation, d. h. die Verhandlung fand in seiner Abwesenheit statt, ohne Verteidiger. Alle Fragen und Antworten mußten schriftlich eingebracht werden, dadurch dauerte ein Prozeß jahrelange. Die Verhandlung wurde geheim durchgeführt, nur das gefällte Urteil wurde dem Angeklagten vom Gerichtsfunktionär vorgelesen. Nur sehr gut Eingeweihten gelang es durch Bestechungen von Zeit zu Zeit Einzelheiten über den Prozeß zu erfahren.

Während der ganzen Zeit seiner Haft hatte Tschernyschewsky für die bekannte Monatschrift „Sowremennik“ gearbeitet, welche der Volksport Petrasow redigierte. Petrasow hatte vermög seiner guten Beziehungen zu der hohen Beam-

tschaft öfters Gelegenheit, über den Stand des Prozesses Berichte zu bekommen.

Der Memoirist Sasjina erzählt über den Fall folgendes:

Ich war zu dieser Zeit Hörer der Technischen Universität in St. Petersburg und war mit einigen meiner Kollegen über das Schicksal Tschernyschewsky sehr besorgt. Leider bekamen wir vom Senate sehr selten Nachricht. Im Mai 1864 erfuhren wir, daß die Verhandlung gegen Tschernyschewsky beendet war. Das Urteil wird auf einem Platz von St. Petersburg vorgelesen und vollstreckt werden. Der Tag wird noch in den Polizei-Nachrichten besonders bekannt gemacht werden. Zu jener Zeit gab es noch keinen öffentlichen Zeitungserwerb, sondern nur Abonnements. Unter Hausnummern war Abonnent der Polizei-Nachrichten und wir erwarteten jeden Tag schon mit Ungeduld das Eintreffen der Zeitung. Eines Tages fanden wir endlich die Nachricht, daß am nächsten Tage um 6 Uhr morgens auf dem Pferdemarkt das Urteil gegen N. G. Tschernyschewsky verkündet und die bürgerliche Hinrichtung vollzogen werden wird. Was eigentlich die „bürgerliche Hinrichtung“ bedeuten soll, davon hatten wir keine Ahnung.

Am nächsten Morgen waren wir schon zeitlich am Platz, um der Prozedur beizuwohnen. Wir fanden dort ein Podium, auf das einige Holzstufen führten; alles war schwarz gestrichen. An das Podium war ein großer Holzblock, von

dem zwei lange Ketten hingen, befestigt. Die Ketten hatten am Ende große Ringe, durch welche eine pelzbehaute Hand leicht durchging. Eingeklemmt wurde der Platz von einer großen Menge Polizei- und Gendarmen. Inmitten stand die Vollstreckungskommission des Senates. Das Publikum stand hinter dem Kordon, etwa 15 bis 20 Meter entfernt.

Gleich nach 6 Uhr erschien ein Wagen mit zwei Fenstern, welche mit roten Seiden und mit hohen Stiefeln besetzt waren. Nach ihnen kam der Wagen mit Tschernyschewsky. Von zwei Gendarmen wurde er auf das Schaffot geführt. Tschernyschewsky war in einem schwarzen Mantel mit Pelztragen und einer Pelzmütze bekleidet. In die Mitte des Podiums trat vor ihn der Sekretär des Senates, um ihm das Urteil vorzulesen. Das Urteil lautete auf sieben Jahre Zwangsarbeit, Verlust aller bürgerlichen Rechte und nach Ablauf der Strafe dauernde Verbannung nach Sibirien. Nach Verlesung des Urteiles wurde er von den Fenstern gefaßt, zum Richtblock geführt, und seine Hände durch die Ketten gesteckt. So mußte er 15 Minuten bleiben. Danach wurde er wieder in die Mitte des Podiums gestellt, ein Fenster riß ihm die Mütze vom Kopfe und zwang ihn auf die Knie. Dann wurde über seinem Kopfe ein Säbel zerbrochen und die Stiele des Säbels in alle Windrichtungen gestreut. Die ganze Prozedur

ließ Tschernyschewsky ruhig über sich ergehen, ebenso verhielt sich das Publikum vollständig ruhig. Sofort darnach wurde er wieder nach dem Untersuchungsgefängnis zurückgeführt.

Es sind noch einige Worte über die Vorfälle, welche während der Exekution sich ereignet haben, zu verlieren:

Der Schriftsteller Jakszew, ein Mitarbeiter der Monatschrift „Sowremennik“ und intimer Freund Tschernyschewsky, wollte vorstürzen, um seinen Freund zu begrüßen und zu umarmen. Die Gendarmen hielt ihn zurück und es wurde ihm erklärt, daß er gegen eine schriftliche Erlaubnis mit ihm im Gefängnis sprechen könne. In dieser Zeit war aber schon Tschernyschewsky abgeführt.

Der zweite Zwischenfall ereignete sich, als der Wagen den Platz verließ. Ein junges Mädchen warf ein kleines Blumenbuket in das offene Fenster des Wagens. Das Mädchen, die Tochter von Michail, einem Mitarbeiter des „Sowremennik“, wurde sofort verhaftet und vor den Generalgouverneur geführt. Doch wurde sie nach strengen Ermahnungen wieder entlassen.

Diese Art Vollstreckung von „bürgerlichen Hinrichtungen“ gab es noch zehn Jahre lang. Die letzte wurde an Dolguschow und Dolguschow vorgenommen. Später wurden die politischen Verurteilten davon befreit.

Tschernyschewsky war ein russischer revolutionärer Schriftsteller, allerdings kein Marxist, aber ein Mann und Wissenschaftler, der sich bewührende Bestrebungen im Kampf gegen den russischen Zarenismus einwarf.

## Weltbild des romantischen Bürgers.

Houston Stewart Chamberlain: Briefe und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. (zwei Bände bei H. Brudmann A.-G., München, jeder Band Leinen 8 Mark.)

Houston Stewart Chamberlain war vor einem Vierteljahrhundert eine viel umstrittene Persönlichkeit, vor einem Jahrzehnt einer von den Männern, die auch persönlich den Krieg verloren, ihre fanatische Parteinahme mit einer nicht tragbaren Einbuße an Autorität bezahlt hatten, seit Jahren schon und bis zu seinem Tode ein Vergeßener, ein erledigter Fall, ein Problem von gestern, über das Gegner und Bewunderer zur Tagesordnung übergingen. Seine Geschichtsauffassung, einmal die große Mode der nationalen, feindbürgerlichen Jugend, konnte mit den Kreationen jüngerer Stars wie etwa Oswald Spenglers, nicht mehr konkurrieren, seine politischen Ideen betrübten nur noch eine Bewegung von Desperados und kein sonderbares Menschenschicksal mündete in die Einsamkeit und mitteilungsbedürftige Qual einer Krankenstube in einer abseitigen, wenn auch berühmten deutschen Provinzstadt. Schicksal und Geist des Mannes aber verdienen nicht so rasch vergessen zu werden, weil beide typisch sind für die Geschichte der Epoche, weil hier ein Leben in Widersprüchen gelebt wurde, an dem eine spätere Zeit erkennen mag, welche Wege der Geist der verwichenen ging.

Chamberlains Briefe sind nur ein Teil der großen Konfession, die bei ihm wie bei jedem Emotionellen das ganze Werk bedeutet. Bei einem so passionierten Briefschreiber aber sind sie neben den aufschlußgebenden philosophischen und historischen Werken nicht unbedeutend für die Beurteilung des Charakters, zeigen sie doch, mit wem der Autor in näherer Verbindung stand und wie er sich anderen Menschen gegenüber gab. Sehr vieles steht in diesen zwei Bänden, das dem Porträt Chamberlains wesentliches hinzufügt. Richtungsgebend für die Beurteilung des Mannes wird gleich der erste Brief, geschrieben im Juli 1882 in Bayreuth. Er ist ein einziger Hymnus auf Wagners „Parsifal“, den der junge Engländer, der französisch erzogen, nur eben die dritte der großen nationalen Kulturen Europas in sich aufnimmt, im Festspielhaus erlebt hatte. Chamberlain ist seiner Herkunft, seiner Erziehung, seiner sozialen Stellung nach Bürger. Aber als Angehöriger konservativer englischer Kreise, als Kind der frühen viktorianischen Epoche ist sein patriotisches Bürgertum streng antiliberal. Kein Wunder daß ihn, den Fremden, die Kunst Wagners förmlich überfällt, daß ihm die deutsche Romantik tiefen Erschütterung wird. Ueber Bayreuth berichtet der Anglofranzose und Weltbürger das Land der deutschen Kultur, das er bald als seine eigentliche Heimat anspricht. Zwischen den ersten Briefen und den weiteren liegt eine größere Pause. In den neunziger Jahren steht Chamberlain schon in der Front des antiliberalen Kampfes, der besonders in Österreich, wo der begeisterte Wagnerianer sich zunächst niederließ, mit besonderer Leidenschaft auch politisch geführt wurde, aber allort in Deutschland aus dem verschiedensten Lagern seine Truppen warb. Wenn Chamberlain fähig gewesen wäre, den Weg des Romantikers zu Ende zu gehen, über Wagner hinaus zu den tiefsten Quellen der deutschen Romantik und des Mystizismus vorzudringen, vielleicht wäre seine Auseinandersetzung mit der Weltanschauung des Liberalismus zu einem geistigen Ereignis von faktischer Bedeutung geworden. Aber hier beginnt die Tragik des romantischen Bürgers, der eben auch als Romantiker ein Bürger bleibt.

Houston Stewart Chamberlain kann den Pessimismus in sich nicht überwinden. Er verliert sich mit Inbrunst in die Mystik des Parsifal, aber er bleibt im Herzen Protestant. Es läßt einen fühl, wenn er geheimnisvolle Seiten des religiösen Erlebens anspricht, es wirkt, stärker als sonst noch, in den Briefen bezeichnend nüchtern und banal, wenn er aus holländischer Bibelkritik und gläubiger Unterwerfung unter das Ueberlieferte ein neues Erbe formuliert, wenn er dem Unergründlichen und eben nur nach oder gar nicht zu Erreichendem, dem Abendmahlstisch mit santonischer Kritik und semitologischer Kritik an den Leib rückt, um eine Formel zu finden, die seiner Steifigkeit gleichermäßen wie seinem Glauben entspricht. Der Andersdenkende, dem die christlichen Riten kein inneres Erleben mehr vermitteln, steht solchen Protestantismus verständnislos gegenüber, während er die voraussetzungslose Hingabe des gläubigen Katholiken, des mystischen und

naiven Menschen, eher als glaubhaftes Bekenntnis zu einem beherrschenden Gefühl hinnimmt. Gerade in den Briefen, die an Wilhelm II. gerichtet sind und auch in den Antworten des Kaisers wirken die religiösen Diskussionen besonders grotesk. Man müßte wohl selbst eine protestantische Vergangenheit haben, das Puritanertum des einen, das Lutherium des andern, mindestens nachfühlen können, um hier einen anderen Eindruck als den des Trübsinnigen zu erhalten.

Aber nicht nur in seinem fanatischen Protestantismus (er will gemeinsam mit Wilhelm II. den katholischen Erzfeind niederringen) bleibt der Romantiker Chamberlain zur guten Hälfte seines Lebens Bürger. Auch in seiner Philosophie ist er durchaus Aufklärer, vermag er die Tradition, die ihm und seinen Ähnen trotz allem Konservatismus im Blut fließt, nicht zu überwinden. Dume und Locke führen ihn zu Kant und zum kategorialen Imperativ, während der Wagnerianer doch zu Zuso, Thauler, Eckard und Böhmer heimfinden sollte. Philosoph, Naturwissenschaftler reinster Prägung, Kritiker und Aufklärer, will dieser Bürger doch der liberalen Weltanschauung des Bürgertums den Rechtfertigungshinweis. Zunächst wird aus dem Chaos der Gefühle ein geistlich-schlüssiges Weltbild, hernach auch ein unharmonisches Leben.

Die verwandtschaftliche Verbindung mit dem Erben von Bayreuth (er war mit der Tochter Richard Wagners verheiratet) täuscht doch nicht darüber hinweg, daß der Romantiker Chamberlain nur die Tünche für den Bürger Chamberlain abgibt, daß Wagner auch von ihm nur noch als Form begriffen wird, die er mit seinem Inhalt zu erfüllen sucht. Chamberlain haßt alles, was ihm als äußerliches Merkmal der liberalen bürgerlichen Weltanschauung entgegensteht: den Parlamentarismus, die Demokratie überhaupt, die freiere Moral, den Sozialismus, das Säkularium schlechthin. Aber er bringt in Ehrfurcht vor dem deutschen Imperialisismus, der ihm den Weltbegriff in verkürzter Gestalt, das heißt Eulenburgs despotisch mit Romantik dazubietet. Er haßt das brutale Erobertum des Briten, der die Politik dem Geschäftsinteresse unterordnet. Aber ihm imponiert der preussische Eroberer, der scheinbar der Sache selbst willen, um ein heiliges Leben zu erfüllen, in den Krieg zieht und Gewalt vor Recht setzt. Er sieht nicht und will nicht sehen, daß die Romantik des preussischen Militarismus doch nur eine Verkleidung des Wirtschaft- und Handelsimperialismus der deutschen Bourgeoisie ist. Wagners schimmernde Wehr erscheint ihm nicht als Wallins und Krupps Garde, sondern als germanisches Volkstheater, Wilhelm selbst als Urbild eines germanischen Kriegers, und der als tapferer Kämpfer gegen die Zivilisationsläge des Liberalismus begonnen, landet bei Trepik, Wilhelm den Doorn und — Jar Ferdinand von Bulgarien, in dem er einen Vertreter des germanischen Gedankens an der Pforte des Orients sieht!

Folgt man an der Hand der Briefe dem verschlungenen Pfad eines bürgerlich-romantischen Geistes, so wandelt sich der Ritter, den der „Parsifal“ zwang, langsam aber sichtbar zum Don Quixote, der die Barbierkammer mit dem berühmten Goldhelm, Ziträgendinnen mit edlen Jungfrauen und Windmühlen mit Riesen verwechselt. Der als Mitarbeiter der „Fackel“ begonnen, wird zum Lobredner Wilhelms, dem er in langatmigen Briefen unter Heranziehung indischer Philosophie eine förmliche Theorie des göttlichen Selbstherrschertums liefert. Der noch eben für Garden schrieb, empfangt Wilhelms Brief zur Eulenburg-Affäre, in dem der große Kaiser beklagt, daß die „Ramen seiner Freunde durch alle Gassen Europas durch den Zorn“ geschleift werden, daß ein „trauer Freundeskreis auf einmal gesprengt wird durch jüdische Frechheit, Verleumdung und Lüge“ und daß „der Schlamm haushoch springt, und sogar der Reichstag sich mit Behagen darin herumfuchelt wie ein Zornwein im Kote“. Der Kantianer liefert seinem Kaiser dann natürlich „geistige Granaten“, wird Ritter des eisernen Kreuzes und nennt sich stolz „Zirkelkumpen des deutschen Kaisers und jetzt deutscher Ritter“. Dem Narren in Purpur selbst ist er „in angestrichelter Mannes-treue“ ergeben und nach Kriegsende tauschen sie noch immer wie zwanzig Jahre früher Ansichten über die Abendmahlstheorie aus. Die Bewunderung für Wilhelm verleiht sich zum überschwänglichen Lob für seine „Kunstwerke“, die Freundschaft des Kaisers geht soweit, daß er Chamberlain geheime Wünsche mitteilt, etwa den nach einem Paragrafen, der Todesstrafe auf „Verleumdung“ setzt, damit er ihn gegen den „Vorwärts“ anwenden könne!

Im Spiegel seines eigenen Geistes erscheint die Welt dem romantischen Bürger völlig verzerrt. Aus naturwissenschaftlichen Elementen und philosophischen Zerschnitten entsteht das Weltbild des Antifeministen Chamberlain, eine Geschichtsauffassung, die in ihren Voraussetzungen schon falsch ist, weil sie nicht vom vergesellschafteten Menschen, sondern von physiologischen Funktionen des Individuums ausgeht. Aber die Lehre, die als reine Theorie noch interessierte, zur Polemik herausforderte, wurde zur Farge, als sie in die Tat umgesetzt wurde, als ihr Schöpfer vom romantischen Antibourgeois, der er immer nur halb war, zum Verteidiger der bürgerlichen Welt und zum Wortführer einer Reaktion wurde, die doch eben jene Mächte zum Triumph führen wollte, gegen die der junge Don Quixote zu Felde zog.

Die Romantik des Antibourgeois, der Antiliberalismus des halbfeudalen Patriarchen mündet oft in den Sozialismus; die Romantik Chamberlains, der den Bourgeois nur romantisch verkleidete, mündete in die Bejahung schlimmster Entartung der bürgerlichen Welt, wurde, weil er das nicht begriff, zur persönlichen Tragikomödie. Die wirkt nirgends so stark wie in der zeitlichen Folge dieser Briefe, die ein Kulturbild und darum ein lebenswertes Buch für denkende Menschen sind.

Dr. G. F.

### Deu'enturle.

Fl. Anruf am 17. Dezember.

|                          | Preis      | Wart       |
|--------------------------|------------|------------|
| 100 polnische Gulden     | 1352 90    | 1358 90    |
| 100 Reichsmark           | 802 47     | 803 47     |
| 100 Belgas               | 407 62 1/2 | 407 62 1/2 |
| 100 Schweizer Franken    | 648 61     | 651 06     |
| 100 Grund Sterling       | 164 22     | 164 22     |
| 100 Dine                 | 176 05 1/2 | 177 45 1/2 |
| 100 Dollar               | 35 8       | 35 8       |
| 100 französische Franken | 181 29     | 182 49     |
| 100 Dinar                | 59 9       | 59 9       |
| 100 Pengos               | 586 81     | 589 88     |
| 100 polnische Mark       | 370 92 1/2 | 370 92 1/2 |
| 100 Schilling            | 478 90     | 478 90     |

## Runk und Wissen.

Wagners „Lauhäuser“ wurde Sonntag im Neuen Deutschen Theater in einer wenig empfehlenswerten, von Kapellmeister Doktor Kollitz geleiteten Aufführung nach längerer Pause wieder einmal gegeben. Unordnung auf der Szene, Unordnung sogar im Orchester leuchteten sie, und wir wunderten uns bisweilen, daß die Entschlüsse bei der Meinungsverschiedenheit der Beteiligten überhaupt zu einem glücklichen Ende gebracht werden konnten. Auch sonst scheint es auf der Bühne diesmal trotz Hansheinz Wolframs neuem Regiebuch recht gemütlich zugegangen zu sein, da sich die Pagen des Landgrafen merklich amüsierten. Für die leider erkrankte Frau Reichsborn war als Ersatz in letzter Stunde ein Gast, Frau Beria Kiang, eingeschprungen, die vor Jahren unserem Theater als jugendlich-dramatische Sängerin angehörte. Das Lustspiel ins hochdramatische Gesangsstück hat der Künstlerin nicht eben gut getan: ihre Stimme hat viel an Schmelz eingebüßt, klingt namentlich in der Höhe hart und scharf und läßt, so ersichtlich ihr Fortschritt und so schon ihr Piano ist, dennoch das so wichtige „mezzo voce“ vermissen. Eine Unschärfe der Sängerin im Duette des zweiten Aktes mit Lauhäuser (Sohn) sind wir geneigt, auf das Schlußduo des letzten zu legen, der einen schlechten Abend hatte, seine Aufgabe sichtlich hagaratellierter, Gedächtnisfehler beging und sich stimmlich und in der Darbietung ungleichmäßig gab. Erfreulich aufgenommen in stimmungvoller Hinsicht hat Wagners, nur auch in der Höhe sicherer Landgraf. In der Reihe der einander bedrückenden Sänger auf der Wartburg war als Gast unter einstiger geleiteter Operettenchor Robert erschienen, ohne daß man Ziel und Zweck seiner Zerstörung erkennen konnte. Dieser verunglückte „Lauhäuser“-Abend sollte dem Theater übrigens eine Lehre sein; denn die Vernachlässigung Wagners könnte leicht dazu führen, daß uns der Wagner-Zirkel allmählich abhanden kommt.

Rumänische Musik. Dieser Tage fand ein drei Konzerte umfassende „Rumänische Musikfestival“ statt. Zwei derselben war eine Ueberrück der neuzeitlichen rumänischen Musik zu geben und für sie, die noch wenig bekannte, Propaganda zu machen. Kammermusik, das Lied und Symphonieorchester kamen bei den Konzerten



**Frau Anna Tüchtig**  
war letzte Weihnachten sehr zufrieden.  
Der Striez, das kleine Weihnachtsgebäck und der Weihnachtsfisch haben allen vorzüglich geschmeckt. Die Gäste waren entzückt.  
Deshalb nehmen auch Sie nur Teemargarine

**SANA**  
für Weihnachtsbäckereien,  
**POLARIN**  
zum Backen und Braten, denn diese Speisefette sind für jede Küche die Basterproben.

in gleicher Weise zur Geltung und gaben ein anschauliches und eindrucksvolles Bild der verhältnismäßig jungen rumänischen Tonkunst. Diese kann vorläufig ihren westeuropäischen Ursprung nicht verleugnen, enthält also noch ihrer eigentlichen selbstständigen Note ausgenommen etwa jene Schöpfungen, die sich des rumänischen Volksliedes und der rumänischen Tanz- und Nationalmusik als wirksamen Untergrund bedienen. Im ersten Konzert hörte man von der Sopranistin des tschechischen Nationaltheaters Kozlikova schön und ausdrucksvoll gesungene Volks- und Kunstlieder von Golestan, Kottara und dem bedeutenden Enescu, je ein Streichquartett von Golestan und Jora sowie Novellen für Streichquartett und Klavier von Andrien. Reproduktive Mittel der Kammermusikwerke waren das Ondskidet-Quartett und Tatjana Baganzova (Klavier). Die unterschiedlichen stilistischen Werke des zweiten Konzerts von Enescu, Golestan, Mihalevici, Jora und Kottara fanden durch Hörer des tschechischen Staatskonservatoriums ihre vollkommene und liebevolle Interpretation. In dem letzten, der Symphonieorchester gewidmeten Konzert erwiesen sich als die interessantesten und persönlichsten Werke der Vortragsordnung das „Zwischenstück“ von Mihalevici, eine erst vor zwei Monaten entstandene und hauptsächlich im Rhythmus wirksame Komposition, und der ebenso bizarre wie flammende „Jüdische Marsch“ von M. Jara. Außerordentlich originell wirkte auch eine auf Streicher und Pauken in ihrem Klang angewiesene Suite von G. Enescu. Nationalen rumänischen Einflüsse zeigte vor allem eine Rhapsodie von Jara Golestan und drei symphonische Bilder von M. Andrien. Ein sich in distanteren Farben gefallendes symphonisches Tongemälde ist Kottaras „Cuvintele „Hekuba“, ein im konzertanten Stile geschriebenes Werk, das symphonische Gedicht „Armada Zauher“ von J. Rouma Direscu, in dem der erste Konzertmeister der tschechischen Philharmonie, der Geiger St. Koval, Gr. legendar hatte solistisch bedeutsam hervortreten. Das unter der temperamentvollen und sorgfältigen Leitung seines ersten Chefs W. Talich stehende Orchester der Tschechischen Philharmonie erfüllte seine umfangreiche Aufgabe mit musikalischer Passioniertheit.

c. j.



**OSRAM-CHRISTBAUM-KERZEN**  
in anschlussfertigen Ketten.  
Keine Brandgefahr, kein Abtropfen,  
stimmungsvoll, ästhetisch.

**OSRAM**

